

SIEGLINDE GRIMM, *Sprache der Existenz. Rilke, Kafka und die Rettung des Ich im Roman der klassischen Moderne*, Tübingen und Basel (Francke) 2003, XXIII + 396 S.

Seitdem feststeht, dass das Subjekt seine postmoderne Toterklärung überlebt hat, geraten Interpretationsansätze, die in literarischen Texten eine ‚De(kon)struktion des Subjekts‘ am Werk sehen wollen, zunehmend in philosophische Begründungsnot; denn ihre Plausibilität hängt davon ab, ob sie zu erkennen geben, welches Subjektverständnis sie (nicht selten stillschweigend) voraussetzen. Im Rückblick erweist sich die postmoderne Subjektskepsis daher als ein „heilsame[r] Schock, der zum kritischen und selbstkritischen Nachdenken über Subjektivität in allen ihren Formen führte.“¹⁾

Solchem Nachdenken ist auch die vorliegende Studie verpflichtet, die am Beispiel von Rilkes ›Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge‹ sowie Kafkas ›Der Proceß‹ und ›Das Schloß‹ „einen Beitrag zum Verständnis der Subjekt- und Sprachproblematik im Roman der klassischen Moderne“ (IX) zu leisten sucht. Sieglinde Grimm unternimmt eine kritische Revision der gängigen Sichtweise, wonach die an der Jahrhundertwende um 1900 virulente Identitätskrise des Subjekts – im Sinne der epochalen Diagnosen, dass das Ich eine ‚Fiktion‘ (Nietzsche), ‚nicht Herr im eigenen Hause‘ (Freud) und letztlich ‚unrettbar‘ (Ernst Mach) sei – im zeitgenössischen Roman zu einer ‚Auflösung‘ oder ‚Vernichtung‘ des Subjekts geführt habe. Die Untersuchung, heißt es in der Einleitung,

grenzt sich ab von der bisherigen Forschung, die mit dem Verhältnis zwischen einer auf der Identität des Subjekts und auf überkommenen Sprachkonventionen beruhenden Totalität und deren Auflösung operiert. Vor allem soll die Rede vom Zerfall der Subjektivität und vom Sinnverlust der Sprache auf den Prüfstein gelegt werden. Wenn es sich – wie angenommen – im Roman der Moderne um eine ‚Auflösung‘ der genannten Kategorien handelt, so wird eine bestimmte objektivierbare Auffassung derselben stillschweigend vorausgesetzt. Um aber von einer ‚Auflösung‘ sprachlicher Konventionen oder einer dem Roman unterlegten ‚Totalität‘ sprechen zu können, muß zuerst gefragt werden, worin diese Konventionen, worin die angenommene Objektivität und Totalität überhaupt bestehen (XIV).

Die geläufige Rede vom „Zerfall der Subjektivität“ oder vom „Sinnverlust der Sprache“ impliziert demnach eine „unbewußte Vorentscheidung“ (156, 367) auf Seiten des Interpreteten, eine stillschweigende Prämisse, die explizit gemacht werden soll, damit ihre Unhaltbarkeit zutage tritt. Eine „objektivierbare Auffassung“ von Sprache und Subjektivität sei auf den Roman der klassischen Moderne nicht (mehr) anwendbar, da im Zuge der Sprach- und Erkenntnis Krise um 1900 ein „aus der Sprache kommende[r] Bruch mit dem neuzeitlichen Erkenntnisideal“ (88) stattfinde, der traditionellen Vorstellungen von Einheit, Objektivität und Totalität das theoretische Fundament entziehe.

Angesichts dieses epistemologischen Umbruchs sind die (Roman-)Autoren der Jahrhundertwende, wie Grimm zu zeigen sucht, mit der Herausforderung konfrontiert, ein neues Verständnis von Sprache und Subjektivität zu entwickeln, „und zwar auf einer Ebene außerhalb einer vorausgesetzten und von (natur-)wissenschaftlichen Kriterien besetzten Objektivität“ (XV). An deren Stelle träten um 1900 „phänomenologisch und existenzphilosophisch orientierte Wahrnehmungen“, auf deren Basis der Roman der klassischen Moderne eine „Rettung von Sprache und Subjektivität“ (ebenda) unternehme. Grimm differenziert – terminologisch nicht immer konsequent – zwischen ‚Subjekt‘ und ‚Individuum‘, wobei sie annimmt, dass der Zusammenbruch der „objektiven und universalen Episteme“ (220) an der Jahrhundertwende Ersterem den Untergang,

¹⁾ PETER V. ZIMA, *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne* (= UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 2176), Tübingen und Basel 2000, S. 89.

Letzterem die ‚Rettung‘ bringe. Die im Untertitel der Studie benannte ‚Rettung des Ich‘ ist daher ausdrücklich als „Rettung des Individuellen“ (336) zu verstehen, was in gewisser Weise an die Position Manfred Franks erinnert, der angesichts der „dekonstruktivistischen Feldzüge“ gegen das Subjekt die „Unhintergebarkeit von Individualität“ herausstellt: „Das vom jüngeren Dekonstruktivismus (der sonst dem Ausgeschlossenen so wortmächtig zu Hilfe eilt) eigentlich Ausgeschlossene [...] ist das Individuum.“²⁾

In den ersten drei Kapiteln (1–179), die der historischen und systematischen Grundlegung der anschließenden Romananalysen (180–363) dienen, gibt Sieglinde Grimm einen ausführlichen „theoretischen Überblick über die Entwicklung von Sprache und Subjekt in zusammenhängender Argumentation“ (XIX), wobei sie ihre methodische Orientierung vorab wie folgt kennzeichnet: Poststrukturalistische oder dekonstruktivistische Ansätze bleiben dabei am Rande. Stattdessen sucht die Argumentation die Anknüpfung an philosophische Strömungen, aus denen diese Ansätze zuallererst hervorgegangen sind, nämlich an die Phänomenologie und Existenzphilosophie, wie sie etwa von Husserl, Heidegger, Nietzsche oder Kierkegaard vertreten werden (XIX).

Ausschlaggebend für diese Zugangsweise ist die These, dass „sich Rilke und Kafka in ihren Romanen derselben Problematik stellen, auf die auch die phänomenologische Bewegung und die Existenzphilosophie eine Antwort suchen“ (XVII). Die „Unvergleichlichkeit“ (XVIII, passim) der ‚geretteten‘ Individualität erscheint vor diesem Horizont als existentielles *ineffabile*, wofür Grimm – ohne Scheu vor dem Jargon der ‚Eigentlichkeit‘ – zahlreiche Umschreibungen zu bieten hat: Die Rede ist etwa von „ureigenen existentiellen Erlebnissen“ (216), von einem „dem Menschen im existentialen Sinne zukommenden ‚Eigenen‘“ (219), von „existentiale[r] Individualität“ (290) bzw. „Individuierung“ (356) oder vom „eigensten Grund des Daseins in seiner Individualität“ (346). Identitätsbildung wird als „existentiale Selbstfindung“ (XXI) bzw. „Existenzfindung“ (355) definiert und in der Analyse des ›Malte‹ u. a. mit einem existentialphilosophischen Urmotiv, der ‚Angst‘, verknüpft: „Die Angst wird [...] zu einem konstitutiven Moment für die existentielle Bewußtwerdung Maltes, indem sie ihn auf sein eigenstes Selbst zurückbringt“ (207f.).

Im theoretischen Teil der Studie wird zunächst die „Situation, in der sich der Roman der klassischen Moderne befindet“ (67), vor dem Hintergrund der „Legitimationsstrategien“ des Romans von seinen antiken Ursprüngen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet, und zwar am Leitfaden des Husserlschen ‚Lebenswelt‘-Begriffs. Seit Cervantes‘ ›Don Quijote‹, den Grimm mit Foucault „als Ausdruck eines durch die neuzeitlichen Wissenschaften hervorgerufenen Epochenbruchs“ (15) liest, werde die Geschichte des Romans – parallel zu der des Subjekts – durch die universalen „Ansprüche der Vernunft“ beherrscht, womit ein fatales „Vergessen der Lebenswelt“ (ebenda) einhergehe. In dieser „Lebensweltvergessenheit“ (59) erblickt die Verfasserin ein Grundmerkmal der „traditionellen Episteme der Universalität“ (157), die in der aufklärerisch-idealistischen Subjektkonzeption eine Steigerung erfahre, dann den realistischen und naturalistischen Roman des 19. Jahrhunderts bestimme, bevor schließlich um 1900 der beschriebene „Bruch mit der klassischen Episteme durch die Sprache“ (68ff.) stattfinde. Die Sprachkrise um 1900 (bei Nietzsche, Fritz Mauthner und in Hofmannsthals ›Chandosbrief‹; 82–104) wird als epochales Ereignis gedeutet, das die wissenschaftliche „Überformung“ der Sprache durchbreche, die „Rückgabe der Sprache an sich selbst“ (125) ermögliche und damit eine „Wiedergewinnung lebensweltlicher, ‚subjekt-relativer‘ Erfahrungen im Sinne Husserls“ (100) freisetze. Hier liegt nach Grimm der Ansatzpunkt der phänomenologischen und der existenz-

²⁾ MANFRED FRANK, Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer ‚postmodernen‘ Toterklärung (= edition suhrkamp 1377, Neue Folge 377), Frankfurt/M. 1986, S. 19; die Formulierung „dekonstruktivistische Feldzüge“ ebenda, S. 18.

philosophischen Bewegung, deren „neues Sprachverständnis“ (68) im Roman der klassischen Moderne eine Entsprechung finde. Daneben sei auch der durch Kierkegaard initiierte „Bruch mit dem rationalen Subjekt durch die Zeit“ (127ff., 142ff.) für die ‚Rettung des Ich‘ im Roman der Jahrhundertwende von zentraler Bedeutung.

Es hängt wohl mit der Breite und Heterogenität der erörterten Problemkomplexe zusammen, dass der Begriff der ‚Episteme‘, den Grimm in (freier) Anlehnung an Foucault verwendet, immer wieder mit unterschiedlichen Attributen versehen wird: Einmal ist von der „(natur-)wissenschaftlich ausgerichtet[n]“ (XV) bzw. „wissenschaftlichen Episteme“ (XXI) die Rede, dann von der „klassischen objektiven“ und „rationalistischen Episteme“ (XX), daneben auch von der „objektiven und universalen“ (220), der „mathematisch-wissenschaftlichen“ (132), der „wissenschaftlich-objektiven“ (244), der „traditionellen klassischen Episteme“ (367) sowie der „traditionellen Episteme des Objektiven“ (150) und der „an Naturgesetzen ausgerichteten Episteme“ (202). Diese uneinheitliche Bezeichnungspraxis erweckt bisweilen – trotz der umsichtigen und differenzierten Argumentationsweise der Verfasserin – den Eindruck, dass hier unterschiedliche Paradigmen in einen epistemischen Topf geworfen werden, ausgehend von der Globalthese, dass die gesamte neuzeitliche Entwicklung von Sprache, Subjektivität und Roman bis zur Jahrhundertwende um 1900 im Zeichen der ‚Lebensweltvergessenheit‘ stehe.

Keineswegs unproblematisch ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Verfasserin verallgemeinernd vom ‚Roman der klassischen Moderne‘ spricht, zu dessen theoretischer Beschreibung sie einen neuen, philosophisch fundierten Ansatz liefern will. Aus ebenso wohl überlegten wie nahe liegenden Gründen beschränkt sich die Studie auf die – ausdrücklich exemplarisch gemeinte (XV) – Analyse von Rilkes ›Malte‹ (180–263) sowie von Kafkas ›Proceß‹ und ›Schloß‹ (264–363); abgesehen von zwei beiläufigen Hinweisen auf Musil und Ingeborg Bachmann (180, 244) bleiben dabei andere deutschsprachige Romanautoren gänzlich außer Betracht. Zu fragen ist jedoch, ob die Analyse der drei Romane ausreicht, um, wie es die Studie beansprucht, neue Erkenntnisse über den „epochenspezifischen Typus des Romans der klassischen Moderne“ (3) zu gewinnen. Diese Frage stellt sich weniger, weil Grimm „nur“ drei Romane untersucht, sondern vielmehr, weil sie gerade diese drei gewählt hat, um ihre These von der „phänomenologische[n] und existenzphilosophische[n] Neubegründung der Sprache“ (XXI) an der Jahrhundertwende zu belegen. Rilke und Kafka sind schließlich Autoren, die sich – nicht nur aufgrund ihrer Kierkegaard-Rezeption – in besonderer, ja notorischer Weise für existenzphilosophische Interpretationsansätze eignen, wie die Forschungsgeschichte gezeigt hat: Zu beiden Dichtern wurden in der Nachkriegszeit zahlreiche Arbeiten dieser Provenienz vorgelegt, etwa von Otto Friedrich Bollnow und Else Buddeberg (zu Rilke) sowie von Max Bense und Karl-Heinz Volkmann-Schluck (zu Kafka). Im Schlagwort ‚kafkaesk‘ wurden seinerzeit „die Grundvorstellungen des Existentialismus [...] zusammengefaßt“³⁾, und an den Interpretationen Rilkes lässt sich „wie sonst an kaum einem deutschsprachigen Schriftsteller dieses Jahrhunderts die zähe, aber dann schließlich gründliche Ablösung von existentialistischen Deutungen“⁴⁾ ablesen. Sieglinde Grimm intendiert freilich keine Fortschreibung oder Rehabilitierung dieser alten Deutungstradition, auf deren Defizite sie gelegentlich hinweist (XVIf., 194f.); gleichwohl bleibt letztlich die Frage offen, inwieweit die an den Romanen Rilkes und Kafkas gewonnenen, im Ganzen durchaus erhellenden Ergebnisse wirklich als exemplarisch gelten können, inwieweit sie also auf andere, der phänomenologisch-existentialphilosophischen Denkatmosphäre fern(er) stehende Autoren der Jahrhun-

³⁾ BERT NAGEL, Wirkung auf Kritik und Wissenschaft, in: Kafka-Handbuch in zwei Bänden, hrsg. von HARTMUT BINDER, Bd. 2: Das Werk und seine Wirkung, Stuttgart 1979, S. 624–646, hier: S. 628.

⁴⁾ RÜDIGER GÖRNER, Einleitung zu: Rainer Maria Rilke, hrsg. von R. G. (= Wege der Forschung 638), Darmstadt 1987, S. 1–9, hier: S. 4.

dertwende übertragbar sind. Dies betrifft insbesondere die unter dem Stichwort ‚phänomenale Orte der Existenz‘ erörterten Motivkomplexe ‚Angst‘, ‚existenziale Schuld‘, ‚Tod und Endlichkeit‘ (157–179), die sich (allzu) leicht als Reflexe bzw. Vorwegnahmen existenzialen Philosophierens in den Texten Rilkes und Kafkas verstehen lassen. Ein zentraler Untersuchungsaspekt des Kafka-Kapitels verweist auf ein Spezifikum dieses Autors, nämlich die Überschneidung jüdischer und existenzphilosophischer Positionen (294–313).

Neben der sprach- und subjektphilosophischen Diskussionslage, in welche die Untersuchung intervenieren will, gibt es einen weiteren aktuellen Forschungskontext, dem sie sich (indirekt) zuordnen lässt. Seit Mitte der neunziger Jahre hat sich im Zuge der ‚kulturwissenschaftlichen‘ Neuorientierung der Literaturwissenschaft eine florierende Forschungsrichtung etabliert, die auf interdisziplinärer Basis die Wechselbeziehungen von Literatur/Kunst und Wissenschaft sowie die Interferenzen zwischen literarhistorischen und ‚wissensgeschichtlichen‘ Entwicklungen untersucht. Die vorliegende Studie trägt durchaus zur historischen Vermessung dieses komplexen Problemfelds bei, allerdings auf eine Weise, die sich vom Ansatz und vom Erkenntnisinteresse vieler neuerer (z. B. diskursanalytischer) Arbeiten zum Thema ‚Literatur und Wissen(schaft)‘ diametral unterscheidet. Denn Sieglinde Grimm geht es gerade um den Nachweis, dass der Roman der klassischen Moderne gegen die Ansprüche szientifischen Wissens aufbegehrt, indem er die traditionelle „Überformung durch die (natur-)wissenschaftliche Episteme“ (28) aufzuheben und eine poetologische „Wende hin zu einer lebensweltlich verankerten Erfassung des Gegebenen“ (222) zu vollziehen sucht. Keine Affinität zu Paradigmen des Wissens, sondern eine Parallele zu der „von der Husserlschen Lebensweltproblematik ausgehende[n] Wissenschaftskritik“ (168) ist demnach für die Romane Rilkes und Kafkas konstitutiv.

Zu bedauern ist in diesem Zusammenhang, dass Grimm darauf verzichtet, ihre Überlegungen in den Kontext einschlägiger Forschungspositionen zum Thema ‚Wissenschaftskritik in der literarischen Moderne‘ zu stellen. Drei Autoren seien hier exemplarisch genannt: Wolf Dietrich Rasch hatte in seiner einflussreichen Abhandlung ‚Aspekte der deutschen Literatur um 1900‘ (1967) den Begriff ‚Leben‘ als Grundwort bzw. Grundwert der Dichtung der Jahrhundertwende (1890–1914) beschrieben, wobei er das ‚Lebenspathos‘ dieser Epoche als Gegenströmung zur „allseitige[n] Entfaltung der technisch-industriellen Zivilisation“ und zur dadurch bewirkten „Profanierung und Entzauberung“ der Wirklichkeit auffasste.⁵⁾ Aus einer globaleren, die literarische Moderne als ‚Makroepoche‘ (ab ca. 1793)⁶⁾ deutenden Sicht hat Silvio Vietta die kritische Opposition zur „rationalistischen“ bzw. „wissenschaftlich-technisch-ökonomischen Moderne“ als Grundzug dieser ‚Langzeitepoche‘ herausgestellt: „[D]ie literarische Moderne wollte eine *andere* Moderne als die der wissenschaftlichen Beherrschung, technischen Nutzung und ökonomischen Ausbeutung der Natur. Sie hatte ein anderes Konzept des Menschen als das der sich selbst begründenden und machtvoll behauptenden Subjektivität.“⁷⁾ Nach Vietta ertönt die „utopisch-kritische Gegenstimme zur rationalistischen Moderne“⁸⁾ mit besonderer Prägnanz in den Texten Kafkas, dessen „Erkenntniskritik nicht nur Kritik des traditionellen Wahrheitsbegriffs“ sei, „sondern wesentlich auch Kritik der modernen Erkenntnistheorie und ihrer Auflösung von Wirklichkeit in Deutungen, Deutungssysteme, Kalkulationen, Schemabildungen des Subjekts.“⁹⁾ Auch Walter

⁵⁾ WOLFDIETRICH RASCH, Aspekte der deutschen Literatur um 1900, in: W. R., Zur deutschen Literatur seit der Jahrhundertwende. Gesammelte Aufsätze, Stuttgart 1967, S. 1–48, 294–299, hier: S. 9, 10.

⁶⁾ SILVIO VIETTA, Die literarische Moderne. Eine problemgeschichtliche Darstellung der deutschsprachigen Literatur von Hölderlin bis Thomas Bernhard, Stuttgart 1992, S. 10f.

⁷⁾ Ebenda.

⁸⁾ Ebenda, S. 53.

⁹⁾ Ebenda, S. 152.

Müller-Seidel betrachtet „Wissenschaftskritik als ein konstituierendes Element in der Entstehung der literarischen Moderne“, wobei er die Moderne nicht schon um 1800 beginnen lässt, sondern in der ‚Wiener Moderne‘ um 1900, in der sich „die Literatur wieder auf sich selbst besinnt und sich aus der Umlammerung der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts befreit, in die sie durch den Naturalismus geraten war.“¹⁰⁾ All diesen Positionen liegt die (jeweils unterschiedlich begründete) Überzeugung zugrunde, dass „die Dichtung der Diskurs ist, der sich dem Rationalitätsprinzip des ‚Ich denke‘ und also auch des wissenschaftlichen Erkennens nicht fügt, weil er zur Sprache bringt, was der Sprache der Vernunft, der reinen wie der technischen, sich entzieht.“¹¹⁾ Sieglinde Grimm bringt diese Überzeugung anhand des Romans der klassischen Moderne auf philosophischer Basis neu zur Geltung.

Die Studie überzeugt vor allem dadurch, dass sie ihr engagiert vorgebrachtes Erkenntnisinteresse durch eine gründliche, historisch weit blickende philosophische Durchdringung des Themas umzusetzen sucht, wobei Theorie und Interpretation sorgfältig aufeinander abgestimmt sind. Leider bietet die Habilitationsschrift dem Leser in stilistischer Hinsicht kein Gegengewicht zur ‚Schwere‘ ihrer philosophischen Thematik, da sie sich zwar durch gedankliche Klarheit auszeichnet, aber eine gewisse Leichtigkeit der Darstellung vermissen lässt. Dies ändert nichts daran, dass Grimms anspruchsvolles „Plädoyer [...], sich auf die Verbindung von Roman und Subjekt- bzw. Sprachtheorie, von Literatur und Philosophie einzulassen“ (371), unbedingt Gehör finden sollte.

Thomas R o b e r g (Bochum)

¹⁰⁾ WALTER MÜLLER-SEIDEL, Wissenschaftskritik. Zur Entstehung der literarischen Moderne und zur Trennung der Kulturen um 1900, in: Grundlinien der Vernunftkritik, hrsg. von CHRISTOPH JAMME (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1324), Frankfurt/M. 1997, S. 355–420, hier: S. 356, 369.

¹¹⁾ WOLFGANG RIEDEL, „Homo natura“. Literarische Anthropologie um 1900 (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 7 [= 241]), Berlin, New York 1996, S. X.